

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 72 (1992)
Heft: 2

Artikel: Von der Sicherheit der Unfreiheit zur Unsicherheit der Freiheit
Autor: Karlach, Hanuš
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165020>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hanuš Karlach

Von der Sicherheit der Unfreiheit zur Unsicherheit der Freiheit

Der Weltkongress des Internationalen PEN-Clubs hatte zum Thema «Neue Strukturen der Freiheit: Literatur als Diagnose und Therapie». In mehreren Plenarsitzungen wurden zahlreiche Referate vorgetragen und diskutiert, wobei verständlicherweise die Beiträge aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn auf besonderes Interesse stiessen. Sich in die Situation der Menschen zu versetzen, die – aus der Sicherheit der Unfreiheit entlassen – ihren Weg suchen, ist eine Voraussetzung für mögliche Hilfestellungen. Wir drucken hier als Beispiel den Vortrag von Hanuš Karlach im Wortlaut:

Meine Damen und Herren,

sollte Ihnen Etliches in meiner Rede notorisch banal oder wenigstens bekannt vorkommen, möchte ich gleich am Anfang um wohlwollende Geduld bitten. Wir, die Vertreter der postkommunistischen Welt, sind ja für Sie so etwas wie Versuchskaninchen, wie lebende, noch lebende Beispiele der mühsamen Rückkehr des vielleicht doch gesund gebliebenen menschlichen Geistes zur Familie derer, denen es gegönnt war, keine Objekte der traurigen Utopie sein zu müssen, Beispiele dafür, dass man, wie einer der Slogans im November 1989 sagte, «*aller Normalisierung zum Trotz immer noch normal ist*». Sehen Sie in uns andererseits Menschen, die Ihre Sicht der Welt womöglich um Erfahrungen zu bereichern imstande sind, die Sie nicht haben machen müssen.

In seinem Roman «*Jeremias oder Höret die Stimme*» schildert Franz Werfel die Situation armer Leute, die, seit Generationen Sklaven, plötzlich von ihrem König Freiheit bekamen. Nachdem sich der Herrscher diese Schrulle erlaubt hatte, blieb manches Feld weiterhin unbesät, manche Herde unbewacht; niemand wusste, was mit jenem neuen Lebensumstand anzufangen, den man eher für ein Geschenk als für etwas Selbstverständliches hielt. Die Freiheit stellte für die Leutchen eher ein Gespenst dar. Es war mit ihnen wie mit dem altbekannten Gefangenen, der, jäh auf freien Fuss gesetzt, feststellt, dass er sich abgewöhnt hat, sogar mit den anderen auf der Strasse zu kommunizieren.

Für uns aus dem nun «*freien*» Osten, die an eigener Haut nur sehr kurz oder überhaupt nicht erfahren konnten, was das bedeutet, «Ich» im wahren Sinne des Wortes zu sein, ist nunmehr die viel zitierte, oft lächerlich gemachte oder infragegestellte Fichtesche Situation des Neugeborenen eingetreten, dessen Ich-Bewusstsein sich durch Abgrenzung gegenüber allem Nicht-Ich, also gegenüber jeglichem anderen determiniert. – Was unser Land, die

Tschechoslowakei, betrifft, waren wir mehr als vierzig Jahre Gefangene einer Utopie, eines Weltentwurfs, der im Namen eines angeblich sicheren, weil im voraus berechenbaren Paradieses noch im Diesseits uns alle eitel und übermütig für eine Art zwar noch nicht tadellos laufende, bald jedoch brav, ohne Panne und vor allem ohne irgendwelche «idealistischen, egoistischen, den Gang der Geschichte störenden emotionalen Auswüchse der Reste einer elitären Schicht», die natürlich zu verwerfen sind, mühelos funktionierende Maschine erklärt hat und all die mannigfältigen Geschöpfe, schwerfällig oder gewitzt, schlagfertig oder verschämt, klug oder tölpelhaft, simpel oder gewitzt, gescheit oder harmlos, melancholisch oder cholerisch, unternehmungslustig oder kontemplativ, mit einem Wort Menschen als insgesamt einander gleich aufgefasst als Exemplare einer einzigen «Tierart» verstanden, also die Menschheit als blosse Anhäufung desselben Exemplars, das Lebensglück und Lebenssinn im guten Existieren innerhalb eines Rasters von Hinweisen und Verfügungen suchen musste, die zu erfüllen und in Tat zu setzen das höchste Ziel auf Erden sein sollte. Das war die *konkrete* Substanz der kommunistischen Idee, und es ist heutzutage belanglos, ob es eine Pervertierung des ursprünglich vielleicht guten Gedankens im Sinne «*Mensch, das klingt stolz*» war und dass wir jeden Tag vergewissert wurden, wie differenziert, individualisiert und mannigfaltig das Leben in jener Utopie einst sein wird. Der Begriff «*Mensch als Summe gesellschaftlicher Funktionen*» war Ausdruck dieser Pervertierung, nur in einen wissenschaftlichen Jargon eingekleidet. – Ich habe «Raster», «Maschine» gesagt, um zu verdeutlichen, dass sich jede Werteskala, jede Denkmühe als von dem einzelnen getrennt, als dem Menschen von aussen her gegeben darstellten, ihm in Entschlüssen dieses oder jenes Gremiums gütiger Weiser verkündet, als Naturgesetzmässigkeit, gegen die sich aufzulehnen schädlich ist, weil gegen den richtigen Strom des Weltgeschehens verstossend.

Nicht wenigen, das kann man nicht verheimlichen, bot allerdings diese «*real existierende Utopie*» eine verlässliche, nie – aus ihrer Sicht nie – versagende Orientierung in der verworrenen, komplizierten Umwelt, eine Geborgenheit, Zuflucht, die übersichtlich, definitiv und ewigwährend ist. So gut wirkte das Einpauken. Sie fühlten mehr als sie wussten: sie sind *nicht frei*, sie sind nicht von Natur her *unfrei*, d.h. schon so geboren und restlos von aussen her determiniert. Das Engelssche «*Freiheit als erkannte Notwendigkeit*», ursprünglich vielleicht im Sinne der Verantwortung für andere und andere, im Sinne der Abkehr von egoistischer Willkür gemeint, hat mit teuflischer Logik allmählich andere Bedeutung gewonnen, nämlich die, die das Individuum für einen Klon im Laborkäfig hält, ohne Seele oder Gewissen, ohne eigenes Ich, also auch ohne Bewusstsein *des anderen*. Welche «dialektische» Verkehrtheit! Und die meisten haben sich in diesen vorausbestimmten Gleisen, in dieser öden funktionalistischen Pseudovollkom-

menheit ohne Zufall, ohne Rätsel oder gar Geheimnisse, ohne unerwartete Wendungen irgendeines «Schicksals», ohne das, was mit wuchtiger Verachtung «Metaphysik» genannt wurde, zuerst gut und subjektiv angenehm eingerichtet. So ergab sich da eine ganz einfache Bevölkerungseinteilung in nur zwei Gruppen: die eine nannte sich «wir», machte die überwältigende Mehrheit aus und hat sich zuerst, wie gesagt, in ihr vorausbestimmtes Los – wenigstens nach aussen hin – eingefunden; die zweite Gruppe, das waren «die anderen» oder mit ängstlicher Verachtung –, «sie» die alleswissenden Führer, die Puppenspieler. Mit der Zeit hat sich zwischen den zwei Gruppen ein stillschweigendes Arrangement entwickelt: die Mehrheit, die Marionetten, gaben mehrmals pro Jahr in verschiedenen Massenkungebungen und alle vier, fünf Jahre einmal in der Wahlfarce ihr geheuchelt festliches «Ja» zu der aufgezwungenen Existenz und wurden dafür mit Ruhe für ihr manchmal sehr unethisches Benehmen – möglichst viel Geld für möglichst wenig Arbeit – reichlich belohnt. Oder umgekehrt: die äusserlich brave Mehrheit machte «denen da oben» so gut wie keine Schwierigkeiten, da sie von ihnen delikat, aber wirksam korrumptiert wurde. Dieses stille Einverständnis in dem Marionettentheater wurde jedoch, was die Unversehrtheit der Seele betrifft, teuer erkauft. Der Preis war die vollkommene Gemütsspaltung in zwei streng voneinander getrennte Sphären: in die «öffentliche», wo alles «anders», nämlich unecht, gespielt – auch bei den «anderen da oben» – war, und die private, die ein Tusculum der echten Existenz sein sollte, in der Tat jedoch nur einen Abglanz, ein Möchtegerndasein darstellte, voll von unausgelebten Komplexen, angestauten und nicht verwirklichten Potenzen, eine Welt, wo sich das Leben, wie man es eigentlich haben möchte, nur als Anekdoten (und in den Anekdoten, in Kneipen erzählt) abspielte. Und auch die Beziehungen der Menschen im utopistischen Käfig zueinander waren nur äusserlich solidarisch, weil durch Zwang entstanden; der andere machte dem «Wir» aus Not Platz.

Die *echte* Literatur – nicht die Opera der Hofschröfer – reagierte, wie sie reagieren musste: sie hat das obgenannte Spiel das *faule* Spiel genannt, sie sagte – in Metaphern oder auch direkt –, was die gepriesene Utopie in der Tat ist, und denen, die sich nach dem stillschweigenden Abkommen verhielten, vor ihre verschämten Augen geführt, wie das wirkliche Dasein aussieht. Die Autoren wurden von den *anderen da oben* demgemäß bestraft; wie, das ist notorisch bekannt. Jener Don-Quijote-Haufen wurde in dem bequemen Käfig der zuerst fast allgemeinen augenzwinkernden Verständigung zwischen «denen da oben» und «uns, der braven Mehrheit» anfangs ein fremdes Element, «*das andere*», Beruhigende, Entnervende. Aber je mehr Fäulnis, je mehr Rost und Löcher in dem utopistischen Radwerk, desto grösserer wurde die Arena des anderen, des wahren Lebens, die Arena ausserhalb der Maschine. Immer mehr Marionetten liefen zu den

unbequemen *anderen* als ihre Anhänger über. Unter den Lesern und Zuschauern waren immer mehr sogar «die von oben» zu finden, die Intelligenteren unter den Manipulatoren, die längst erkannt hatten, dass die Utopie in ihrem Kern Elemente ihres Todes birgt, und nur um die Drähte der Marionetten ein bisschen länger in ihren Hände zu behalten, das faule Spiel weiter spielten. Wie paradox auch immer: Der Zusammenbruch der falschen Versprechungen war auch für manche von ihnen eigentlich befreiend. Damit ist wahrscheinlich zu erklären, warum das Ende der kommunistischen Puppenbühne in unserem Land so rasch war und relativ so glatt vor sich gegangen ist.

Vorbei also der totalitäre Spuk. – Wie war er jedoch, bei genauerem Hinsehen? Für die, welche die ihnen von oben herab verkündeten Regeln des seligen Lebens nicht hingenommen hatten, drang er in Gestalt der Stasi bis in die Wohnung, beraubte sie ihrer Manuskripte, bespitzelte jeden ihrer Schritte, brachte sie gar ins Gefängnis, verjagte sie ins Exil. Für die jedoch, welche mit ihm den Teufelspakt über gegenseitiges Laisser-faire geschlossen hatten, bedeutete er – paradox – Sicherheit: einerseits war er *das* objektive Hindernis, das der Durchsetzung dieser oder jener Talente, dem positiven Streben, dem schöpferischen Tun des Individuellen wirklich im Wege stand; zugleich diente er allerdings manchmal als Ersatzursache des eigenen Versagens – und, wie schon gesagt, erlaubte er, vor allem im Privaten, bis zu einem gewissen Grade doch eine Art Selbstverwirklichung, die in ihrer Beschränktheit zugegeben mehr surrogativ als real frei, immerhin jedoch relativ ungefährlich war. Und vor allem und zuletzt: Dieser Spuk enthob all die, welche sich jener inoffiziellen Eidgenossenschaft zugesellt hatten, aller Last eigener folgenschwerer Entscheidungen, aller Qual der Wahl, die auch Verantwortung für die anderen bedeutet. Der Spuk ermöglichte ihnen, nach jedem Misserfolg, den sie selbst verschuldet hatten, achselzuckend die rhetorisch-resignierte Frage auszusprechen: Was konnte ich da machen? – Die Sicherheit des Unvermeidlichen, in das man sich zu fügen hat, die Sicherheit allerdings, die dem Gescheiten relativ vieles ermöglicht, auch wenn das Gewissen da manchmal schreien möchte (fleissig zu sein nach dem Motto: Wer nicht stiehlt, der bestiehlt seine Familie), solch ein Spuk war für die braven Bürger kein Monstrum, eher ein gutmütiger Kauz.

Und auf einmal ist der Onkel weg. Er hat ein Gelände fast fluchtartig verlassen, das sich dem zuerst jubilierenden, dann immer mehr ratlos bedrückten Bürger als unübersichtlich, voll von tückischen Klüften, verräterischen Sümpfen, Pfaden darbietet die wer weiss wohin führen. Erst jetzt kann er sozusagen am eigenen Leibe das bekannte existentialistische Treppenhaus erleben, mit den zwei Treppen: besteigt er die eine, bleibt für ihn die andere auf ewig unbetretbar. Alle Last des eigenen Ichs, nicht mehr auf irgendeinen anderen oder irgendein anderes delegierbar, spürt er nun, wie

einst Atlas die Bürde des ganzen Erdglobus. Dabei ist dieses Ich alles, nur nicht gesund. Nicht wenigen sind in der Seele Infektionsherde haftengeblieben, die, werden sie nicht von grundauf ausgemerzt, stets neu und in noch unbekannten Modifizierungen zu entflammen und das mühsam keimende Bürgerbewusstsein zu töten drohen.

Lange wurde in unseren Breitengraden folgender Witz erzählt: Was ist das, der Klassenkampf? Das ist ein Kampf derer, die weniger Klassen hinter sich haben, gegen die, die deren mehr absolvierten. Die Anekdote trifft das sogenannte Klassenbewusstsein in dessen Kern. Der Begriff hat seine Wurzeln in ganz normalem menschlichem Neid, der schon in der Differenziertheit, der Verschiedenheit der Menschen in ihren mannigfaltigen Veranlagungen, Kunstfertigkeiten, Fähigkeiten angelegt ist. Kein einziger Mensch ist ohne Begabung, nur ist sie verschieden und von ungleicher Intensität. Das haben unsere Utopisten negativ definiert, das heißt den Begriff der allein Schuldigen, der notorisch *anderen*, nämlich der *Klasse* der Ausbeuter, diese scheinbar wissenschaftlich postulierten. Damit haben sie einen neuen Teufel erfunden, der von den Schultern des Menschen all sein subjektives Unglück auf sich nimmt, den Teufel, in den sich jeglicher Neid auf mehr Talent, mehr Besitztum, mehr Bekanntheit oder gar Ruhm *des anderen* projiziert, den jenes «Mehr» verlustig zu erklären und die sogenannte Gleichheit aller zu installieren, ein leichtes sein wird. Die Verkünder dieser Seligmachung sind verschwunden, der Neid auf den vermeintlich glücklicheren anderen (der ja unverdient mehr hat als ich) jedoch ist geblieben, imstande, neue linke Utopien zu gebären.

Die andere Variante dieser Infektion heißt Nationalismus. Wie der Marxismus die Verantwortung des einzelnen für dessen Taten ihm von den Schultern nahm, sie anderswohin, nämlich in die immer bösen Besitzer, in den Klassenfeind, projizierend, verschob der Nationalismus alles individual Negative, Unzureichende, Verfehlte sozusagen über die Grenzen; er hat sich die Phantome der besseren und schlechteren Völker erdacht, das Anderssein dem ganzen Kollektivum zugeteilt, so dass sich die einzelnen Unzulänglichkeiten und Vorzüge immer als gruppenhaft darstellten, als sogenannte «Spezifika» oder «typische Eigenschaften». Die Qualität des einzelnen ist belanglos, was gilt, ist die des Haufens; so oder so. Diese Art und Weise der Entindividualisierung des Menschen, der Wegeskamotierung des individuellen anderen, ist womöglich noch unheilvoller, weil die Existenz der Völker durch keinerlei wissenschaftliche Tricks zu leugnen wäre, da sie fast greifbar vor uns steht, im Unterschied von Klassen-Spekulationen und -Trugbildern.

Wir stehen nun auch schon in Ansteckungsnähe der dritten Infektion. Diese Epidemie war übrigens schon mehr als latent da, als unsere nun postkommunistischen Staaten noch kommunistisch waren; nur in einer eher karikierten Gestalt. Jetzt also eilen wir schon ohne jede marxistische

Aschenbrödelscham in die Marktwirtschaft und lehnen es unwillig ab, uns von den anderen, die diesen Wettlauf längst hinter sich haben, beraten zu lassen. Nun sind wir, hungrig wie Wölfe, hinter dem täuschenden Glanz des Konsums her, der uns so lange und so vehement vorenthalten wurde. Die Verbrauchergesellschaft, zugegeben von keinem Prätorianer der kommunistischen Lehre befehligt, ist allerdings kein Radwerk von fleissig sich gebärdenden «Genossen», dafür aber ein Haufen von innerlich noch lange nicht integeren einzelnen, ein Haufen atomisierter, auseinanderdividierter anderer, eingewiegelt von Konsum-Sirenen, die den einsam vegetierenden und einander sich belauernden Menschen in betörendem Public-Relations-Singsang einzureden versuchen, wie angenehm eigentlich die Jagd nach immer neuen Verbrauchlustbarkeiten sei; ein Haufen erschöpfter Individuen, die in jedem Nächsten einen anderen im Sinne des Gegners, des Konkurrenten sehen, den zu übertrumpfen, an der Nase zu führen Gebot der Stunde ist; und koste es was es wolle. Eine solche Gesellschaft, bar jeder überpersönlichen Moral, ist jedoch in dem Augenblick, wo irgendeine ökonomische Panne entsteht, überaus anfällig für Einflüsterungen jedes neuen Manipulators, für jede neue Versprechung eines Paradieses auf Erden. Dieses tückische Drosseln der eigentlichen geistigen Substanz des Menschen ist nur in einer einzigen Hinsicht relativ weniger fatal: vor lauter Warenausucht hat man wenig Zeit für nationalistische oder klassenmässige Gehässigkeiten, die so gestrig sind und leider noch immer das Leben so mancher *anderen* überaus grausam tilgen (siehe Jugoslawien). In unserer postkommunistischen Welt kann diese Konsumdekadenz, davor fürchten wir uns, besonders verheerend wirken; denn das langjährige tagtägliche Einpauken des Atheismus hat in den meisten Köpfen nur ein Denkmodell geschaffen: Falls man nur die kurze Frist von der Geburt bis zum Tode zur Verfügung hat, falls es *davor* und *danach* nichts gibt, muss man dem Leben möglichst viel und nur für sich selbst abgewinnen. Auch um den Preis, dass es auf Kosten *der anderen* geschieht. Es gibt ja keine Moral ausser der, die man sich selbst gibt.

Wie soll da die Literatur als Damm wirken? Dazu in dem Augenblick, da sie gegenüber früheren Jahren, in denen sie *das andere*, das einzig richtige so leicht und eindrucksvoll beschwor, drastisch an Bedeutung verliert? Da sei in unserem Lande – wegen der immerfort steigenden Preise der Bücher, der immer schneller schwindenden Buchhandlungen, die den Sexshops und Kasinos Platz machen müssen –, Tausende von Lesern einbüsst? Wir sind uns zwar bewusst, dass die Bedeutung, die der Wortkunst in unserem Lande früher beigemessen wurde, nicht so ganz normal war, da die Literatur Aufgaben zu erfüllen hatte, die manchmal ihrem Wesen nicht entsprachen. Andererseits war besonders in unserem Lande Literatur immer etwas mehr als nur Wortkunst. Wir müssen es also als schmerzlich und ungut empfinden, wenn die Literatur gerade in dieser Zeit, wo viele Werte in wildem Reigen

tanzen, relativ immer weniger Gehör findet. Und das in einem Land, in dem ein Literat Staatspräsident ist.

Unserer Meinung nach besteht die dominante Wirksamkeit der Literatur, stets und gerade jetzt, in ihrer Ausdauer, in der eloquenten Beharrlichkeit, mit der sie immer wieder das ausspricht, was machmal als *démodé* und «der Weltlage nicht angemessen» zu sein scheint, was jedoch, dank dem, was sich an menschlicher Erfahrung auf der inneren Bühne der menschlichen Seele angesammelt hat und geschrieben steht, ob latent oder real, auf die Dauer nicht ignoriert werden kann; was sogar zukunftsträchtig ist, da die Entwicklung vom kollektiven zum individuellen Erleben geht und nicht umgekehrt. Die Wortkunst ist doch der persönlichste Spiegel des inneren Geländes eines jeden Menschen. Vielleicht ist die Kommunikation mit diesem Spiegel anspruchsvoll und erfordert ein Mittun des Schauenden. Sie ist kein einfaches, kein bequem-lieblich sich anbietendes, franko Gehirn in der Gestalt von vorgefertigten Aussagen und Situationen (unterschwellig-aggressiv wie zum Beispiel die des Fernsehens) vorzunehmendes Spiel mit Inhalten am Rande der Aufmerksamkeit. Die Literatur hat jedoch den Vorteil, dass sie schliesslich doch in die Gemüter gelangt, wenn nicht aller *anderen*, so doch derer, auf die es letztlich ankommt. Davon zeugt ja ihre Geschichte; immer wieder; als die neuen Medien entstanden, wurde ihr Tod prophezeit. Und sie, sie lebt, wohingegen manche der neuen «Künste» eher stagnieren, wenn nicht verkümmern, wenigstens was ihre angeblich spezifische und anfangs so gepriesene Technik betrifft. Wir glauben, dass die Rolle der Literatur, besonders in unserer, ihren Weg zur echten Freiheit und Verantwortung erst suchenden Welt, in stetem, stillem, aber unaufhörlichem Wiederholen dessen, was das Wesentliche des Humanen ausmacht, in unaufdringlich-unablässigem Vor-die-Augen-Führen menschlicher Schicksale bestehen sollte, die in diesem Sinne individuell exemplarisch sind; so individuell und so exemplarisch wie eine Art moralische Synekdoche. Die Betonung liegt auf dem Individuellen; denn der wirksame «Mondialismus», die Weltverbrüderung, kann nur auf dem verantwortungsbewussten einzelnen aufgebaut werden, der sich des Andersseins seines Nächsten als der potentiellen Verbesserung seiner eigenen Lebensqualität bewusst ist und demgemäß mit ihm verfährt. – In ihren lichtesten Augenblicken kann die Literatur sogar sich selbst übersteigen und ahnend das formulieren, was die Welt vor den lauernden Gefahren retten könnte. Wie es dem schon erwähnten Werfel mit seinen «*Vierzig Tagen des Musa Dagh*» gelungen ist. Nur ist ein solches Gelingen stets von der Gunst der anderen, nämlich der Leserschaft, abhängig. In diesem Sine war und ist der Literat in seinem Tun jederzeit frei und unfrei, sicher und unsicher zugleich. Das ist, glaube ich, nur eine Feststellung von Tatsachen, keine Skepsis.